

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1850) Unterhaltungsblatt

92 (24.11.1850)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 24. November 1850.)

Verantwortlicher Redakteur: Wih. Brandecker.

N^o. 92.

Der Thürmer von St. Marien.

(Fortsetzung.)

„Schweig jetzt!“ rief Otto dem vor Wuth Zitternden im Tone bitterer Verachtung zu. Es kommt Dir nicht mehr zu, Rechenhaft von mir zu fordern wegen einer That, zu der mich die reinste Kindesliebe trieb! Deiner väterlichen Gewalt hast Du ja entsagt, als Du in dieser Stunde einen Mord von mir begehrest, und nur Dein Spießgeselle und Helfershelfer am neuen Verbrechen bin ich jetzt, mit dem Du fein säuberlich verhandeln mußt, wie mit Deinesgleichen.*

Lindstädt sahe trotz seines noch nicht bezwungenen Ingrimms sehr wohl ein, was auf dem Spiele stand, wenn er diesem freien Lauf ließ. Heimlich seine Unvorsichtigkeit verwünschend, suchte er daher so gut als möglich einzulenken.

„Rechne mir's nicht zu hoch an, Otto, wenn ich ein hartes Wort gegen Dich fallen ließ,“ erwiderte er in begütigendem Tone. „Könntest Du die Herzensangst und die quälende Furcht ermessen, die ich empfand, seit ich den Verlust der Dokumente gewahrte: Du würdest mir nicht zürnen ob meiner Hefigkeit. Leider ward die Urkunde, welche Du jenem Schrein entnommen, erst vorgefunden, als es zu spät war, das Geschehene gut zu machen. . . . Laß daher diese Geschichte jetzt, und mache endlich meiner Ungewißheit, die mich mehr quält, als die schrecklichste Gewißheit, ein Ende. Später sollst Du, wie ich Dir bereits versprochen, Alles erfahren, was Du zu wissen wünschest. . . .“

Wirklich sprach aus seinem ganzen Wesen eine so entsetzliche Angst, daß sich Otto eines tiefen Mitleids für den Schwergeweinigten nicht erwehren konnte, obwohl die Erlebnisse der gegenwärtigen Stunde den letzten Rest kindlichen Gefühls in seiner Brust erlödet und an seiner Stelle den unausgesetzt verwundenen Stachel auf ewig verlorenen Seelenfriedens zurückgelassen hatten.

„Es ist nicht mein Wille, Dich in quälender Ungewißheit über meinen Entschluß zu lassen, der längst gefaßt ist,“ sagte er düsteren Blickes. „Ich bin bereit, Dein Begehren zu erfüllen: zum Mörder zu werden, wenn es seyn muß, sobald Du auch Deinerseits Dich willig zeigst, meine Forderungen zu erfüllen. . . .“

„Sprich aus, was Du verlangst!“ rief der Rentmeister hastig, als fürchte er, Otto werde seine Worte widerrufen. „Nenne den Preis, um welchen Du meine Rettung vollbringen willst, und er ist Dir gewährt, wenn anders die Gewährung in meiner Macht liegt! . . .“

„Du wirst ihn erfahren, den Preis, um den ich Dir meine Seele verkaufe,“ entgegnete Otto, „und Dich wegen seiner Geringsfügigkeit wundern. Doch zuvor magst Du wissen, welche schwere Verantwortlichkeit vor dem Richterstuhle des Ewigen Du bei diesem unsern Handel übernimmst, damit Du nicht dereinst sagen mögest, Du seiest bei dem Kaufe meiner Seele durch mich getäuscht worden. . . .“

„Die Zeit verrinnt schnell, Otto,“ unterbrach ihn Lindstädt. „Nur kurze Frist hast Du noch bis zur Stunde, wo Du Dich auf den Weg nach Schönwalde begeben mußt, daher ich Dich bitte, den Handel, wie Dir's zu sagen gefällt, ohne Verzug abzuschließen und alles Uebrige bis nach vollbrachtem Werk zu lassen.“

„Du mußt und sollst zu dieser Stunde vernehmen, wie groß die Schuld ist, die Du zu tragen hast, und deren ganzen Umfang Du noch nicht ahnst,“ sprach Otto. „Wer weiß, ob

jemals auf dieser Erde mir die Gelegenheit wiederkehrt, mit Dir darüber zu reden, und Du mußt wissen, was Du zu bereuen hast, sollte des Allmächtigen Gnade einst Dein Herz erweichen. . . . Darum höre mir zu. . . .“

„Als mir kein Zweifel blieb, daß Du wirklich das Verbrechen begangen, dessen man Dich im Geheimen bezüchtigte, da entschwand in meiner Brust der Glaube an Menschlichkeit, Tugend und Ehre. Wenn Du, den ich bisher für der Edelsten einen gehalten hatte, nichts weiter warst, als ein niederer Bösewicht — wessen hatte ich mich dann von den andern Leuten zu versehen?! . . . Zwar trieb mich mein guter Engel, der nur schwer von dem Verlorenen zu scheiden vermochte, mich an, die schwere Schuld, die Du begangen, dadurch in Etwas zu tilgen, daß ich den durch Dich von Haus und Hof Vertriebenen aufsuche und ihm sein Recht verschaffe, was mir durch den Besitz jener Urkunden ein Leichtes gewesen wäre; allein ich hatte das Gelübde gethan, Allem, was Menschengestalt hat, unverföhlicher Feind zu seyn, und wollte dies auch halten, — konnte er denn besser seyn, als Du?! . . . Regte sich die Stimme des Gewissens bei mir, so ertränkte ich diese in Strömen Weins, dessen Genuß mich immer zu neuen schlechten Streichen antrieb. . . . Mein besseres Selbst ging nach und nach unter in dem Strudel der Ausschweifungen und Laster, in den ich mich stürzte, um aus ihm Vergessenheit zu schöpfen für Alles, was ich durch Dich verloren: Unschuld und guten Namen, Hoffnung und Vertrauen! . . . So ward ich ein boshafter, schadenfroher Taugenichts, ein verächtlicher Schlemmer und Raufbold! . . . Siehe, das war Dein Werk, denn es war die Folge Deiner Thaten! . . .“

„Doch des Himmels Langmuth wollte noch einmal versuchen, den Verirrten auf den rechten Weg zu leiten; er sandte mir einen seiner Engel in Menschengestalt. Ernsteren Muthes als gewöhnlich, denn die nur betäubte, nie erstorbene Stimme des Gewissens regte sich wieder, kehrte ich zu später Abendzeit von einem Bechgelage heim. Eine einsame, finstere Gasse betretend, schallt mir wildes Gelächter und Fluchen aus rauhen Männerkehlen entgegen, dazwischen vernehme ich aber auch den unterdrückten Angstruf einer weiblichen Stimme. Schnell näherte ich mich dem Orte des nächtlichen Austritts, und kam eben dazu, wie ein Rottmeister von den Stadtsöldnern einer jungen Dienstmagd Gewalt anthun wollte, ohne auf deren Bitten und Thränen zu hören; fünf oder sechs Andere seines Gelichters schienen sich seines Beginnens zu freuen. . . . Ich weiß nicht, wie's zuging, daß das Gebahren der Männer, denen ich's doch so häufig gleich gemacht hatte, mich plötzlich mit so großer Entrüstung erfüllte, daß ich ohne Bestannen unter sie sprang, mehrere von ihnen niederwarf und so das um Schonung stehende Mädchen ihren Händen entriß. Trotz der Drohungen, welche die Feigen gegen mich ausstießen, wagte doch keiner, mir in den Weg zu treten, als ich die Arme, welche noch vor Angst und Schreck zitterte, nach ihrer Behausung geleitete. . . . O, wie wohl ward mir zum ersten Male seit langer Zeit wieder ums Herz, als ihre rührenden Dankszugungen, mit wunderlieblicher Stimme gesprochen, mir sagten, ich habe was Gutes vollbracht; ich fühlte einen Stolz ob dieser That und zugleich eine Wehmuth ob meines bisher verlorenen Lebens, daß in mir der Entschluß reif ward, meinem wüsten Treiben zu entsagen und ein besserer Mensch zu werden. Eine innere Stimme aber sagte mir auch, daß mein Vorhaben nur gelingen könne, wenn ein Engel mir

zur Seite stände, an dessen Reinheit ich mich aufzurichten vermöge in den Stunden der Versuchung, und wer sollte dieser Engel anders seyn, als jenes holde Mädchen, dessen Unschuld und Ehre durch mich gerettet ward?! Hatte sie doch mein Herz mit sich genommen, als ich vor dem Hause ihrer Dienstherrin sie verlassen mußte, und fühlte ich doch, daß nur bei ihr und durch sie ein Glück möglich sei für mich, der ich mitten im Glanz und Ueberflusse des Lebens mich als das elendeste aller Geschöpfe betrachtete . . .

„Deine theilnahmlosen und ungeduligen Blicke deuten mir genugsam an, daß Du dies Zwiegespräch gern beendet sähest. Nun wohl, ich willfahre diesem Begehren, doch merke wohl auf, was ich Dir berichten werde . . . Ich liebte die Holde mit aller Leidenschaftlichkeit meines ungestümen Sinnes, und bald gelang es mir, auch ihrer Gegenliebe gewiß zu seyn. O, diese Liebe war gewiß rein und hehr, denn sie war es ja, die mir die Pforten des verlorenen Paradieses wieder zeigte, das ich mir eringen wollte, indem ich ein besserer Mensch ward. Es wurde mir ja so leicht gemacht, diesen Vorsatz auszuführen, denn ein Wort, ein Blick von ihr gab mir Kraft, die härtesten Anfechtungen des Versuchers zu bestehen und zu überwinden.

Nur kurze Zeit genoß ich mein stilles Glück; durfte ich doch allabendlich eine selige Stunde an der Seite der Geliebten zubringen! Die Gegenwart genügte mir, und die Zukunft machte mir keine Sorge, denn bald sollte ja Anna mein Weib werden.

„Da kam Dein Vetter, der Köckeritz, mit seiner Tochter, und mit Windesschnelle verbreitete sich die Kunde in der Stadt, daß Agnes zu meinem künftigen Ehegemahl erkiesen sei. Auch Anna erreichte dies Gerücht, und was mag sie seitdem gelitten haben!! . . . Doch ihre Liebe war reiner, heiliger, als die meinige; sie liebt, wie kaum je ein Weib zu lieben vermocht hat, und dennoch will sie mir entsagen, weil sie wähnt, ich könne an der Seite des ebenbürtigen Fräuleins glücklicher seyn, als an der ihrigen! . . .

„Gestern versprach ich ihr, sie nicht wiederzusehen, ich könnte sie denn zu meinem Weibe machen. Gott im Himmel nur mag den herben Schmerz erlassen haben, der ihr Herz zerriß, als sie unsere Trennung forderte; aber sie wähnte, mein Glück dadurch zu befestigen, und sie scheute selbst das härteste Opfer nicht um diesen Preis . . . Um mich leichter für die Trennung zu gewinnen, sprach sie viel davon, wie unmöglich es für sie sei, mein Eheweib zu werden, und ich Thor glaubte zuletzt wirklich daran, daß unübersteigliche Hindernisse unserer Vereinigung, der Erfüllung meines Gelübdes, entgegenständen. Doch zum guten Glücke ward mir noch die Gewißheit, daß dem nicht so sei; ihre überschwengliche, von allem Eigennutze ferne Liebe hieß ihr, mich zu täuschen, damit ich ohne Gewissensbisse einer Anderen angehören könne, die nach ihrer Meinung sich besser für mich schickt. . . Sie wollte leiden und tragen in Geduld wenn ich nur glücklich sei!

„Mit dieser Gewißheit aber stand auch zugleich mein Entschluß fest, sie zu meiner Gattin zu machen, ehe das Christfest herankommt . . . Heute, in dieser Stunde, wollte ich dein Jawort ertrogen, und siehe, ich hatte die Gewalt, dies zu thun . . .

Bei diesen Worten zog er ein beschriebenes Pergament, welches bisher unter seinem Wamme verborgen gewesen, hervor, und hielt es seinem Vater vor die Augen. Dieser hatte kaum darauf geblickt, als er begierig darnach griff. Doch Otto entzog es ihm und brachte es wieder an seinen frühern Platz.

„O gieb, gieb mir, mein Sohn!“ stammelte der Rentmeister mit flehender Geberde. „Wie leicht könnte durch Deine Unvorsichtigkeit diese Urkunde in unrechte Hände gerathen!“

„Du wirst sie erhalten, wenn Du Dich willig zeigst,“ entgegnete Otto kalt. „Doch bin ich noch nicht fertig; höre daher jetzt weiter . . .

„Ich hör, mein Sohn,“ erwiderte Lindstädt, sich nur mit Mühe der gewaltigen Macht fügend, die Otte in diesem Augenblicke über ihn besaß. Dieser fuhr fort:

„Durch die Drohung, diese Urkunde den Gerichten zu übergeben, wollte ich Dir das Jawort zu meiner Verbindung mit dem Bürgermädchen abtrogen; doch unser heutiges Zwiegespräch belehrte mich bald, daß ich mich verrechnet hatte. Die Entdeckung jenes Geheimnisses vermag Dich nicht mehr zu schrecken, denn Schlimmeres kann Dir darob nicht widerfahren, als geschieht, wenn der Landesherr Deine Untreue entdeckt; wird Dieses nicht verhütet, so kann's Dir ja gleich seyn, ob man Dein erstes Verbrechen kennt — Deine Strafe kann nicht härter werden . . . Keine Wahl bleibt mir also, wenn anderes ich die Geliebte zu Ehren bringen will, als Dein Begehre zu erfüllen . . . Nun, wohl! denn, ich will es thun, will meine Seele mit einem Morde belasten, wenn Du mir Handschrift und Siegel giebst, daß ich mit Deiner Einwilligung nach vollbrachter That das Bürgermädchen zum Altar führe! . . .“

Der Rentmeister versuchte zu reden, doch Otto gebot ihm durch ein Zeichen, zu schweigen.

„Zwar weiß ich wohl,“ fuhr er fort, mit sich selbst redend, „daß ich nie glücklich werden kann, doch sie, sie soll es werden, sie muß es werden! Sie wird ja nie ahnen, was ich um ihretwillen begangen, denn ich werde ein eben so großer Meister in der edlen Kunst der Verstellung seyn, als mein Erzeuger; fällt doch nie der Apfel weit vom Stamme! . . .“

„Du kennst also den Preis, um den ich den Handel eingehe,“ wandte er sich jetzt zu seinem Vater. „Doch bedenke wohl, was die Erfüllung Deines Verlangens aus mir macht; bedenke, daß Du eini Rechenenschaft über mich am Throne des Allgerechten ablegen muß! . . . Siehe, ich frage Dich daher noch einmal feierlich: Würdest Du mein Begehre erfüllen, wenn ich das Deine abschlage?“

Der Rentmeister schwieg.

„Nun, so sei es denn!“ rief Otto. „Ich kann nicht anders! Stelle mir das Verlangte aus — und ich bin Dein! . . .“

„Du weißt ja, mein Sohn, daß von Deiner Vermählung mit Agnes von Köckeritz der Besitz eines großen Erbes abhängt,“ wagte Lindstädt furchtsam zu entgegnen. „Verlange daher etwas Anderes, Otto, wenn nicht die Liebe für Deinen Vater —“

Otto ließ ein wildes Hohngelächter erschallen. „Wähnst Du, mich mit süßen Worten zu berücken?“ sagte er dann. „O, Du mußt wissen, grauer Sinder, daß derlei Redensarten nicht angewandt sind bei Einem, der sich als Mörder dingen läßt. Darum Bedingung um Bedingung. Entscheide Dich!“

Der Rentmeister ging einige Male im Gemach auf und nieder, mit einem Entschlusse kämpfend. „Mir bleibt keine Wahl,“ murmelte er endlich, indem er vor seinem Schreibtische stehen blieb. Er nahm ein Stück Pergament und schrieb darauf.

„Ist's so recht?“ fragte Lindstädt nach einer Pause, seinem Sohne das beschriebene Pergament hinreichend.

Dieser las es mit Aufmerksamkeit. „Namensunterschrift und Siegel fehlen noch,“ erwiderte er, das Blatt zurückgebend, „sonst mag's gut seyn!“

Beides ward vom Rentmeister hinzugefügt. Dann trat er dicht an Otto heran.

„Gelobe mir jetzt, meinen Auftrag pünktlich auszurichten, auch kein Mittel zu diesem Zweck zu scheuen, wäre es auch die Tödtung eines Menschen — und dies Pergament ist Dein!“ sprach er.

Otto schwankte. „Vater,“ erwiderte er in weicherem Tone, „gibt es nicht noch ein anderes Mittel, Dich zu retten?! Siehe, wenn Du Dich dem Kurfürsten zu Füßen werfen und ihm reumüthig Dein Vergehen bekennen würdest: sicher würde er dem langjährigen Diener verzeihen oder ihn doch nur mit gelinder Strafe belegen. Ich will dann gern Deine Schuld übernehmen und dem Landesherrn durch treue Dienste doppelt ersetzen, um was Du ihn gebracht . . . Auch so wärest Du gerettet? . . .“

„Es ist zu spät, Otto,“ entgegnete der Rentmeister; „mir bleibt keine Zeit mehr, Deinen Rath auszuführen . . . Ich bin Dir bereits willfährig gewesen; jetzt ist's an Dir!“

„So nimm mich denn hin!“ sprach Otto. „Anna, siehe, auch ich bringe Dir ein Opfer — mögest Du nie dessen Größe ahnen! . . .“

„Noch Eins, mein Sohn,“ sagte Lindstädt, bevor er das Pergament aus seiner Hand gab. „Gieb mir nach Deinem Versprechen die Urkunde zurück, welche Du aus jenem Wand-schrein dort genommen. Sie vermag Dir fürder nichts zu nutzen.“

„Du hast Recht,“ erwiderte Otto. „Sicher haben den Erben Deines Oheims Hunger und Elend getödtet, — und wenn nicht; nun, so muß ich mir das Erbe erhalten für Anna. Ein Verbrechen mehr oder weniger — was thut das?! . . . Nimm!“

Der Rentmeister ergriff hastig das dargebotene Dokument, prüfte es sorgfältig, und zündete dann eine Waa-skerze an. Im nächsten Augenblicke hatte die Flamme das Pergament zu Asche verbrannt. „Nun giebt es kein Dokument mehr, welches mein Recht streitig machen könnte,“ sprach er vor sich hin.

Das Trauzugniß, auf welches sich der Sohn Heinrichs von Wolpersberg einst berufen, war vernichtet.

Inzwischen hatte Otto die von seinem Vater ausgestellte Schrift zu sich gesteckt. „Jetzt aufs Ross und hinaus zum lustigen Abenteuer!“ rief er mit entzücklicher Wildheit, und stürzte hinaus. Bald war er auf dem Wege nach Schönwalde.

Als sich der Rentmeister im Gemache allein sahe, warf er sich erschöpft in einen Lehnstuhl und ließ den Kopf auf die Brust sinken. „Gott, Gott, welche Stunden!“ stöhnte er. „Wahrlich, größere Qualen vermag die Hölle nicht zu erfinden, als die waren, welche ich eben empfinden mußte! . . . Soweit also ist's mit mir gekommen, daß ich das eigene Kind dem ewigen Verderben anheimgeben mußte?! Johannes, Du bist fürchterlich an mir gerächt! . . . Ach, und ich hätte so glücklich seyn können, denn wir liebten uns wie Brüder, und nie hätte er geduldet, daß mir der Mangel nahe getreten wäre. Glück Euch Beiden, die ihr zuerst mein Ohr durch mein vermeintliches Recht bethörtet und den in meiner Seele ruhenden Trieb der Habsucht durch Eure hinterlistigen Reden aufschaltet! Wie schändlich habt Ihr mich betrogen! Für Euch nur mußte ich das Verbrechen begehen, denn ich bin des unrechtmäßigen Gutes nicht froh geworden. Für Euch gab ich meine Seligkeit auf, und bin jetzt dafür Euer Schuldner, den Ihr sogar zum Entzücklichsten gerieben habt, zum Morde seines eigenen Kindes; denn ist's etwas Anderes, als ein Mord, den ich so eben an Otto begangen?! Wehe, wehe mir einst! . . .“

„Doch weg jetzt mit der Schwachheit, Lindstädt; jetzt gilt's, zu erfinden, wie das neue Erbe, welches mir zufallen würde, wenn Agnes meines Sohnes Gattin wird, dennoch für mich erhalten werden kann. Habe ich nichts zu hoffen in jener Welt, so soll mich diese schadlos halten dafür! . . .“

Die Stimme des Dieners, welcher von außen meldete, daß ein Karren vor dem Hause halte, und ein Rottmeister von den Stadtsoldnern nach dem gestrengen Herrn frage, unterbrach nach einiger Zeit sein einsames Selbstgespräch. Er ließ eine mit Steinen gefüllte, wohl verwahrte Truhe auf den Karren bringen und schärste dem düster schweigenden Valentin nochmals strenge Vorsicht ein.

Kaum hatte sich das Fuhrwerk in Bewegung gesetzt, als Köckeritz und der Bürgermeister in Lindstädt's Gemach traten. Dieser empfing sie freundlicher noch als gewöhnlich, obwohl ein aufmerk-samer Beobachter auf den ersten Blick gewahrt hätte, daß sich der Rentmeister Gewalt anthat.

„Der Streich ist also gelungen!“ rief Köckeritz triumphirend, nachdem er die Thür hinter sich verschlossen. „Die Goldgülden können wir eben so gut brauchen, als unser gnädiger Landes-herr.“

„Und Ihr werdet eines unwillkommenen Eidams ledig, Herr von Köckeritz,“ sagte der Bürgermeister lachend. „Daß der Bursche nicht lebend von dem Karren weicht, mögt Ihr sicher glauben, und wenn sonst der Otto gelernt hat, ein Schwert zu führen, so kann's gar nicht fehlen —“

„Gemach, gemach, Ihr Herren,“ unterbrach ihn Lindstädt. „Eure Freude wird sich mäßigen, wenn Ihr vernehmt, um welchen Preis der Otto dem Auftrage sich unterzogen. Wißt denn, daß ich ihm meine handschriftliche Erlaubniß geben mußte, nach Vollbringung der That mit einer Bürgerdirne vor den Altar treten zu dürfen. Ich durfte ihm seine Forderung nicht weigern, wollte ich nicht das Aergste fürchten.“

„Seid Ihr rasend, Better?!“ fuhr Köckeritz auf. „Wißt Ihr denn nicht, daß in diesem Falle das Erbe, welches Agnes von ihrem Verwandten zu erwarten hat, für uns Beide verloren geht?!“

„Und wovon woltet Ihr dann Eure Schuld an mich bezahlen?“ fragte der Bürgermeister in grobem Tone. „Höchstens bis zum Christfeste gebe ich Euch noch Frist; aber dann auch keine Stunde länger!“

„Nun gut,“ erwiderte Lindstädt gelassen. „Ich sende dem Otto sogleich einen Eilboten nach, daß er umkehre und abstehe von dem Werke. Dann ist meine Handschrift null und nichtig, und er muß die Bürgerdirne fahren lassen. Ich selbst aber unterwerfe mich dem Spruche des Kurfürsten, der's nicht schlimmer mit mir machen wird, als meine Freunde . . . Wenn ich Gnade vor seinen Augen gefunden, will ich auch für Euch eine Fürbitte bei ihm einlegen.“

Mit verbissenem Grimm schritten die andern Beiden im Gemach auf und nieder, während sich der Rentmeister ruhig im Lehnstuhl niederließ. Wer ihn jetzt sahe, konnte nicht ahnen, was noch vor kurzer Zeit seine Seele so gewaltig erregt hatte. (Fortsetzung folgt.)

Auszüge aus Briefen württembergischer Auswanderer.

New York, den 17. März 1850.

(Fortsetzung des Briefes No. VII.)

11. Februar. Sturm und Regen. Abends erreichten wir die Sandbänke der amerikanischen Küste und mußten vorsichtig fahren, um gut durchzukommen, fast alle Segel wurden eingezogen. 12. Febr. Wir haben die Sandbänke hinter uns und müssen heute kreuzen, denn der Wind ist gegen uns. Auf dem Berdeck ist Eis und Schnee und der Wind sehr kalt. 13. Febr. Auch Schnee und Kälte, das Seewasser dagegen ist warm. Man kann sich nicht auf dem Berdeck aufhalten vor Wind und Kälte, auch hängt das Schiff ganz auf einer Seite, so daß man auf dem schiefen Boden kaum frei stehen kann. Im Zwischendeck ist alles naß und schmutzig; macht man oben auf, so bläst der Wind Schnee und Wasser herein, macht man aber zu, dann ist auch das Licht abgeschlossen; die meisten liegen wieder im Bett. 14. Febr. Den schlechtesten Wind; wir kreuzen fortwährend; das Wetter übrigens ist schön. Der Capitän trifft verschiedene Maßregeln, die auf baldiges Land hoffen lassen; mehrere Flaggen werden aufgezogen zum Trocknen und das ganze Schiff wird gepuzt und gefegt. Vergebens spähen die Passagiere nach Schiffen, die sich doch in der Nähe des Landes zeigen müssen. Der Abend ist kühl, nur Wenige laufen noch im Trab auf dem Berdeck herum, um sich die Füße zu wärmen. 15. Febr. Wir befinden uns auf dem Golfstrom, einer Strömung, die aus dem mexikanischen Meerbusen kommt, das Seewasser ist sehr warm, scheint aber bedeutend dunkler als auf den Sandbänken, was auf größere Tiefe schließen läßt. Abends zeigten sich Fische, die neben dem Schiff herschwammen und Luftsprünge machten (Delphine), sie hatten etwa die Größe wie junge Schweine. 16. Febr. Sturm und Schneegestöber; bei Tagesanbruch war ein Schiff ganz in unserer Nähe. Später wurde der Himmel hell und eine große Menge Fische begleitete uns. Jetzt fangen die Lebensmittel an schlecht zu werden; Schinken und Zwieback sind durch Seewasser verdorben und die Butter wird sehr bitter, das beste sind die Kartoffeln; das Trinkwasser ist noch so frisch und gut wie in Havre. 17. Febr. Sonntag. Schönes Wetter den

ganzen Tag, mehrere Schiffe sind in Sicht. Abends zeigt sich eine Menge Fische und ein Zug kleiner Landvögel. Man hofft täglich Land zu sehen. 18. Febr. Das schönste Wetter zum Spazierengehen, aber nicht zum Weiterkommen — kein Wind. 19. Febr. Stürmisch und neblig, Abends schön. Ich saß lange noch vorne am Bugspriet und plauderte mit einem jungen Freischärler, bis uns eine Welle ins Gesicht schlug. In der Nacht hatten wir wieder Sturm, wobei ein Segel mit großem Gepolter herunterriß. 20. Febr. Schlechten Wind, erschreckliche Langeweile und große Kälte; man kann nichts thun als zur Noth Trab laufen. Nachmittags heller Sonnenschein; ich bemerkte an verschiedenen Stellen in dem Staube der sich brechenden Wellen Regenbogenfarben. Gegen Abend sahen wir einen Küstenschiff, der südwärts steuerte. Abends leistete ich dem vorne wachhabenden Matrosen Gesellschaft. Gegen 10 Uhr machte der Capitän aufmerksam auf ein Licht, das in weiter Ferne sichtbar wurde. Der Matrose richtete seinen Blick aufmerksam auf dieses Licht, er hielt es für die Leuchte eines fernen Schiffes, dann für das Zeichen eines Piloten; der Pilot oder Lootje in den Seestädten ist ein des Hafens und der Gegenden um denselben kundiger Mann, der den Schiffen für das Lootgeld den Weg zeigt. Das Licht aber verschwand von Zeit zu Zeit und erschien nach einigen Minuten regelmäßig wieder. „Das ist kein Pilot, sagte er zu mir, das ist ein Drehfeuer auf LongIsland“ — dann rief er mit lauter Stimme: „I see land“ (ich sehe Land), und „Land, Land!“ riefen die Matrosen auf dem Verdeck und eilten herbei; alle bestätigten, daß das Licht von einem Drehfeuer auf LongIsland komme; ein Drehfeuer ist ein Feuer auf einem Leuchtthurm, das mittels einer Maschine beständig gedreht wird, so daß es regelmäßig hinter dem Thurme dem Auge entzogen wird und vorne wieder erscheint, zum Unterschied von einem andern Feuer, um den Ort bestimmter zu bezeichnen. Ich eilte ins Zwischendeck und trieb durch den Ruf „Land“ alles auf die Beine. Nun kamen wir sehr nahe an einem Schiff vorbei, das die Segel eingezogen hatte und ruhig zu liegen schien. Der Wind blies sehr stark, der Capitän ließ mehrere Segel streichen und wir liefen in die Hudson'sbay, den Meerbusen vor dem Hudsonfluß bei NewYork, ein. Von NewYork waren wir noch weit entfernt, ich legte mich daher für heute ins Bett.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

X Fürstliche Gesandtheiten und Denksprüche.
 „In 60 Jahren ist Europa kosackisch oder republikanisch“: Napoleon I. — „Auf gute Freundschaft, meine Herren von Oestreich und Preußen!“: Kaiser Nikolaus. — „Dem Muthigen gehört die Welt“: König von Preußen. — „Einem Hohenzollern unterwerfe ich mich nicht“: König von Württemberg. — „Der Wittelsbacher läßt's auch bleiben“: König von Baiern. — „Die Union ist der einzige Weg zur Rettung“: Mai 49; „ich habe mich besser besonnen“, Mai 50: König von Sachsen. — „Ich will nicht mediatisirt seyn“: Kurfürst von Hessen.
 X „Das ist Bürgerkrieg!“ So schließt Johannes von Müller eines seiner erschütterndsten Schlachtcapitel. Aus dem Bürgerkrieg in Schleswig wird folgender Fall gemeldet: Eine Frau in Flensburg hat sieben Söhne im Felde, drei bei den Dänen und vier bei uns. Als kürzlich durch die Straßen Flensburgs ein Wagen fuhr, auf welchem ein dänischer Soldat saß, der einen schleswig-holsteinischen verwundeten Militär pflegend im Arme hatte, springt ein fanatisch dänisch-gesinntes Weib auf den ersteren mit den Worten zu: „Laß den verdammten Ditske fahren!“ Der Angeredete antwortete: „Laß miß hier, er ist min Broder (laß mich er ist mein Bruder.) Es waren zwei Söhne einer Mutter, jener Frau in Flensburg. (Den Einen zwang der Herzog, den Andern der König zum Bruderkrieg! Und Herzog und König saß unterdes in einer Person gemüthlich bei Mamsel Rasmussen!)

Maritäten Käßlein.

○ Die Kathedrale von Worms hat vier Thürme. Zwei lockere Gesellen, die sich auf einer Reise in dortiger Gegend den köplichen Rheinwein gar allzugut hatten schmecken lassen, lavirten gegen Abend auf Worms zu, und hofften diese Stadt, obwohl sie noch weit davon waren, vor dem Thorschlusse zu erreichen. Die Sonne sank immer tiefer. „Wahrhaftig,“ sagte der Eine zu dem Andern, „wie haben keine Zeit mehr zu verlieren, wenn uns die Thore nicht vor der Nase sollen zugeschlossen werden.“ — „D,“ meinte der Andere „damit hat's keine Noth. Siehst Du denn die vier Kapuziner nicht vor uns? — die wollen doch auch noch hinein.“ Du hast Recht, Bräderchen! erwiderte der Erste, der die vier Thürme nun gleichfalls für vier Kapuziner ansah: „so laß uns doch noch Eins auf die Gesundheit dieser guten Väter trinken!“ Das thaten sie denn auch so redlich, daß sie erst des folgenden Morgens die vier Kapuziner einholten.

○ Das Gespräch unter vier Augen. Ein einäugiger Herr, der einen einäugigen Diener hatte, verheirathete sich. Am Abende, als sich die Hochzeitsgäste entfernt hatten, und das neue Ehepaar in der Hochzeitkammer allein war, schellte der Herr seinem Diener; Johann erschien. „Komm Er doch, Johann, und bleibe Er ein Weilchen bei uns: ich möchte gern meine Frau unter vier Augen sprechen.“

○ Der Doctor W. . . hatte eine sehr böse Frau. Als man ihn deshalb beklagte, sagte ein Witzbold: „Es ist seine eigene Schuld; als ein so gelehrter Arzt hätte er ja ein so giftiges Kraut früher kennen müssen.“

○ Eine Köchin zog einem lebendigen Kal die Haut ab. Ihre Gebieterin kam dazu und machte ihr Vorwürfe über diese Grausamkeit. „Ei Madame,“ entgegnete die Köchin, „darüber sein Sie ganz ruhig; das mache ich seit 25 Jahren so, und nun sind's die Thiere schon gewohnt.“

○ Ein vorlauter Bierengel sagte einst in Gegenwart mehrerer Damen, daß es, nach Brantome, nur zwei gute Tage in der Ehe gäbe, den ersten und den letzten. „Da irren Sie sich,“ erwiderte eine Dame, „es giebt noch einen Dritten; und das ist der, an welchem eine geistreiche Frau von einem albernen Manne geschieden wird.“

○ An einem heißen Tage traten fünf Bürger und ein Student in demselben Augenblicke in das Zimmer eines Gasthauses ein. Herr Wirth, sagte der eine Bürger, bringen Sie uns gefälligst eine Flasche Wein und fünf Gläser! Und mir, rief der Student, bringen Sie fünf Flaschen Wein und ein Glas!

○ Ein Mädchen kam ganz erhitzt von einem eben beendigten Tanze in ein Nebenzimmer des Tanssaales und warf sich in sehr nachlässiger Stellung auf das Sopha, indem sie ausrief: „Ich bin wie gekocht!“ — „Und doch noch so roß?“ bemerkte hierauf ein alter Herr.

Charade.

Der Völker Ersten fielen Millionen,
 Und blinde Wuth rast in der Brüder Reih'n.
 Der Haß, er äschert Städte' und Länder ein,
 Und Menschen stoh'n nach unbefannten Zonen.
 Doch in des Wissens höher'n Regionen,
 Verweilt mit Lust des Zweiten Frühlingschein,
 Er weilet schlicht und scharf, und froh und fein,
 Und edel schmückt er auch der Fürsten Kronen.
 Doch wehe! wenn des Ganzen Schreckgestalten
 Das Zweite uns betäuben und verwirren,
 Dann wird das Leben uns zur Höllenpein.
 Nur Spalten ist des Ersten rohes Walten,
 Wenn Völker trostlos in den Wäldern irren;
 Das Ganze schließt der Menschheit Glend ein.
 Auflösung der Charade in No. 91:
 Galläpfel.